

Als die Gewissheiten bröselten

Moses Mendelssohn ist mitgefahren. Unsichtbar, ohne Gepäck, ohne einen fünften Sitzplatz zu beanspruchen. Wir waren vier befreundete Männer auf einer dreistündigen Rückfahrt. Hinter uns lag ein Wochenende unter Menschen, denen es gut geht. Vor uns lag die Autobahn. Gesprächsstoff hatten wir genug.

Einer erzählte eine Begebenheit, ein anderer wusste etwas über technische Zusammenhänge, ein dritter über politische Vorgänge. Ich steuerte bei, was mir dazu einfiel. Wir sprachen mit jener angenehmen Sicherheit, die entsteht, wenn man etwas schon länger weiß — oder zumindest schon länger erzählt.

Dann zückte einer sein Smartphone.

„Nein, das stimmt nicht. Ich lese mal vor, was Google dazu sagt.“

„Mhm. Vielleicht habe ich das auch falsch verstanden. Schau noch mal da nach.“

Es wurde gesucht, vorgelesen, nachgefragt. Auch die erste Auskunft hielt nicht immer stand. Manchmal musste man genauer unterscheiden, manchmal hatte sich etwas verändert, manchmal war eine schöne Geschichte leider nicht ganz so geschehen.

„Oh. Dann lag ich wohl falsch.“

Und das ging so weiter. Drei Stunden lang bekamen unsere Gewissheiten kleine Risse. Wir waren Freunde, aber jeder von uns hatte gelegentlich auch etwas von einem Platzhirsch. Man erzählt schließlich nicht nur, um Informationen weiterzugeben. Man möchte etwas beitragen, etwas gelten, die anderen unterhalten, vielleicht ein wenig beeindrucken. An manchem Wissen hängt ein kleines Bild von uns selbst: So einer bin ich. Einer, der Bescheid weiß.

Es war erstaunlich, wie bröselig gerade dieses Wissen stellenweise wurde.

Schon am Wochenende hatte ich einem Gespräch über das Geld zugehört. Es reiche einfach nicht. Vieles könne man sich nicht leisten. Zwar seien inzwischen die Photovoltaikanlage, die Wärmepumpe und die Wallbox vorhanden. Aber nun auch noch ein Elektroauto kaufen?

Leasen wolle man nicht mehr. Es müsse ein Kauf sein. Und ein großes Auto, schon wegen des Einsteigens. Außerdem seien Gartenabfälle zu transportieren. Auf der Kippe stehe „Anhänger verboten“. Überhaupt sei das mit Batterie und Anhängerkupplung bei vielen Modellen schwierig.

Ein Gebraucher?

Nein, das gewünschte Modell sei noch ganz neu auf dem Markt. Das gebe es noch nicht gebraucht. Und natürlich hätte man es gern in einer bestimmten Farbe und mit der gewünschten Ausstattung.

Ich konnte vielen einzelnen Gründen folgen. Ein höherer Einstieg ist hilfreich. Gartenabfälle müssen irgendwohin. Man darf eine Farbe schön finden. Nur hatte sich unterwegs der Maßstab verschoben. Am Anfang stand: Ich habe zu wenig Geld. Am Ende stand ein ziemlich genau ausgestalteter Wunsch.

Die bereits erfüllten Wünsche waren inzwischen Hintergrund geworden. Der noch unerfüllte besetzte das ganze Bild.

Ich erzählte von meinem gebrauchten Elektroauto: zwei Jahre alt, ungefähr der halbe Neupreis. Während des Gesprächs wurde es geladen. Ich zeigte den Betrag an.

19,53 Euro.

„19,53 Euro? Und dann ist es ganz voll?“

Ja.

„Ich muss doch mal ernsthaft über einen Vollelektrischen nachdenken.“

Natürlich beantworten diese 19,53 Euro nicht sämtliche Fragen nach den Kosten eines Autos. Aber sie brachten eine Gewissheit ins Wanken. Eben war noch ausführlich erklärt worden, warum das alles schwierig und keineswegs günstig sei. Nun lag eine kleine Zahl auf dem Tisch, die dazu nicht recht passen wollte.

Man weiß viel. Man prüft längst nicht alles nach.

Und manchmal weiß man vor allem sehr genau, was man haben möchte. Ob man deshalb zu wenig hat, ist eine andere Frage.

Auf der Rückfahrt fragte einer: „Sollen wir eine Pause machen?“

„Nein, fahr durch!“

Keiner brauchte eine Pause. Ich auch nicht.

Dummerweise hatte ich beim Einsteigen meine Fleecejacke anbehalten. Im Auto wurde es warm. Nach etwa der Hälfte der Strecke fuhr ich auf einen Parkplatz, um sie gefahrlos ausziehen.

Die Türen gingen auf.

„Ahhh, ich bin doch keine Dreißig mehr! Lass uns ein paar Schritte gehen. Ich bin so steif!“

„Ich bin auch ziemlich eingerostet. Das Auto ist bequem, aber anderthalb Stunden in derselben Position — da merkt man doch das Alter.“

Wir gingen ein paar Schritte.

Bei der Frage nach einer Pause waren wir offenbar alle noch dreißig gewesen. Beim Aussteigen hatten wir unser gegenwärtiges Alter wieder erreicht.

Auch über uns selbst hatten wir etwas gewusst, das einer kleinen Prüfung nicht standhielt. Dafür war nicht einmal ein Smartphone nötig. Es genügte, die Beine zu bewegen.

Man könnte nun eine freundliche Geschichte über Männer erzählen, die unter Freunden lernen, Schwächen zuzugeben. Das wäre nicht falsch. Aber Mendelssohn ließ mich damit nicht davonkommen. Mich beschäftigte etwas anderes: Wie viel von dem, was wir wissen, erreicht eigentlich unsere Wahrnehmung? Wie viel verändert unser Urteil? Und wie viel bewahren wir als einen Vorrat, aus dem wir bei Gelegenheit etwas vorzeigen?

Sind wir schon gebildet, weil wir vieles wissen?

In meiner Schulzeit gab es noch das Wort „Herzensbildung“. Es klang bereits damals ein wenig verstaubt. Aber es hielt eine Frage offen, die sich mit guten Noten nicht beantworten ließ: Was wird aus einem Menschen durch das, was er lernt?

Meine eigene Erziehung hatte viel Sachlichkeit in mir hinterlassen. Meist empfand ich sie als Kultiviertheit, manchmal als Defizit. Ich wollte fremderen Menschen unmittelbarer begegnen können, offener, empathischer. Ich habe daran gearbeitet.

Mit den Jahren begegnete mir allerdings eine neue Selbstverständlichkeit: Gefühl galt zunehmend als etwas Gutes. Wer Gefühle zeigte, schien näher am Menschen zu sein. Wer sachlich blieb, musste gelegentlich erst beweisen, dass ihm überhaupt etwas an anderen lag.

Auch in der Schule veränderten sich die Umgangsformen. Es wurde bestärkt, gelobt, umarmt. Persönliche Anteilnahme gehörte immer häufiger zum kollegialen Miteinander. Der Hustenanfall des dritten Kindes, der Geburtstag der Großmutter, die Reste vom Kuchenbuffet am Montag: Das Leben sollte mitgebracht und gemeinsam empfunden werden.

Darin lag viel Freundlichkeit. Ich möchte sie nicht geringschätzen. Aber Nähe konnte auch zur Erwartung werden. Wer zusammenarbeitete, sollte sich möglichst auch persönlich zugewandt zeigen. Aufmerksam zuhören allein genügte dann nicht immer. Die Zuwendung brauchte ein sichtbares Zeichen.

„Du bist so ein Superkollege! Lass dich umarmen!“

Und noch eine Umarmung, noch einmal dieselben Worte.

Nach meinem Weggang aus der Schule kamen immer weniger Lebenszeichen.

Das macht die damalige Wärme nicht nachträglich unwahr. Ein Gefühl kann im Augenblick aufrichtig sein und dennoch wenig über die Zukunft einer Beziehung sagen. Aber ich begann, genauer hinzusehen. Wie viel Verbundenheit lag in solchen Gesten? Wie viel gehörte zu einer Umgangsform, die wir eingeübt hatten?

Auch Gefühle können selbstgefällig werden.

Dieser Gedanke ist mir unangenehm. Denn ich habe mich ja gerade bemüht, ihnen mehr Raum zu geben. Nun muss ich auch sie befragen. Hat meine Anteilnahme mit dem anderen zu tun? Kann ich wahrnehmen, welche Nähe ihm angenehm ist? Oder gefällt mir vor allem, wie zugewandt ich mich gerade erlebe?

Vielleicht braucht auch das Herz Bildung. Vielleicht gehören dazu neben Wärme und Mitgefühl ebenso Takt, Zurückhaltung und die Bereitschaft, einem anderen seine eigene Ausdrucksweise zu lassen.

Mendelssohns Wörter werden dadurch für mich wieder unruhig: Aufklärung, Kultur, Bildung.

In seinem Aufsatz von 1784 stellt er sie in einen Zusammenhang. Bildung umfasst bei ihm Kultur und Aufklärung; vereinfacht gesagt, die Ausbildung unserer praktischen Fähigkeiten und Lebensformen sowie die Arbeit an vernünftiger Erkenntnis. Das eine soll sich am anderen prüfen können. Wissen und gelebte Praxis gehören zusammen.

Wir haben diese Wörter inzwischen lange bei uns wohnen lassen. Vielleicht behandeln wir sie deshalb wie vertraute Möbel: Sie stehen da, man kennt ihren Platz und schaut kaum noch hin.

Natürlich sind wir aufgeklärt. Wir haben die Aufklärung in der Schule behandelt. Natürlich sind wir gebildet. Unsere Abschlüsse liegen in einer Mappe. Natürlich sind wir kultiviert. Wir wissen uns zu benehmen, besuchen Konzerte und finden die richtigen Worte.

Auf der Autobahn allerdings sage ich gern einen meiner liebsten Sprüche:

„Ich glaube immer an das Gute im Menschen — außer auf der Autobahn.“

Die Ausnahme ist beträchtlich.

Da sitzen wir mit unserer Bildung, unserer Kultur und unseren guten Absichten hinter dem Lenkrad. Dann fährt jemand zu langsam, zieht zu spät nach rechts oder beansprucht den Raum, den wir gerade für uns vorgesehen hatten. Schon wird aus einem unbekannten Menschen ein Hindernis.

Wie viel trägt unsere Kultiviertheit, wenn sie uns etwas abverlangt?

Auch Bildung muss sich solche Fragen gefallen lassen.

„Wann brauchen die Kinder denn quadratische Gleichungen? Oder den ACI? Oder die Vererbungslehre? Das lernen sie im Zweifelsfall in ihrer Ausbildung. Steuererklärungen sollten sie anfertigen können! Mit Krediten umgehen! Mit KI! Die Schule muss sie auf das echte Leben vorbereiten.“

Das sind berechtigte Anliegen. Nur: Wie genau kennen wir dieses echte Leben, das vor ihnen liegt? Was von dem, worauf wir sie heute ausrichten, wird noch gelten, wenn sie die Schule verlassen?

An einer quadratischen Gleichung kann ein Kind erfahren, dass eine Frage mehrere Lösungen haben kann — oder unter bestimmten Bedingungen keine. Ein fremder Satzbau verlangt, die Gewohnheiten der eigenen Sprache für einen Moment zu verlassen. Die Vererbungslehre kann helfen, vorschnelle Erklärungen über Menschen und ihre Eigenschaften zu prüfen. Solche Erfahrungen entstehen nicht automatisch, nur weil ein Stoff im Lehrplan steht. Aber sie reichen über die Frage hinaus, wann man das später einmal braucht.

Bildung sollte auch ermöglichen, einen Bedarf zu erkennen, den noch niemand auf eine Liste geschrieben hat. Und einen Anspruch zu beurteilen, dem man sich vielleicht besser widersetzt.

Selbst die heute so geschätzten Fähigkeiten bleiben erklärungsbedürftig. Teamfähigkeit: Darf ich im Team widersprechen? Resilienz: Soll ich Schwierigkeiten bewältigen oder lernen, immer mehr Zumutungen auszuhalten? Arbeit an mir selbst: Wofür? Nach welchem Maßstab? Muss ich fortwährend besser funktionieren?

Die freundlichen Wörter nehmen uns diese Fragen nicht ab.

Bei Kultur wird es politisch noch empfindlicher.

Was heißt es, das Christentum „in seiner wahren Form“ verteidigen zu wollen? Wer verfügt über diese wahre Form? Was geschieht, wenn Kirchen und christliche Organisationen, deren Haltung einem nicht passt, durch den Entzug von Finanzmitteln auf Linie gebracht werden sollen?

Eine religiöse Tradition lebt durch Menschen, durch Auslegung, durch Streit, durch veränderte Erfahrungen. Wer ihre Wahrheit für sich beansprucht und abweichende Stimmen finanziell zum Schweigen bringen will, muss sich fragen lassen, welche Kultur er da verteidigt.

Und Aufklärung? Natürlich müssen wir die Gewaltenteilung verteidigen. Aber auch unter dem Schutz rechtsstaatlicher Institutionen können wir unsere Wünsche für Notwendigkeiten halten, unsere Kenntnisse gegen Einwände abschirmen und unsere Empfindungen anderen als Maßstab vorgeben.

Aufklärung hat deshalb auch mit einer Zahl auf einer Ladeanzeige zu tun. Mit einem nachgeschlagenen Satz. Mit dem Eingeständnis, falschgelegen zu haben. Mit einer Fleecejacke, die uns auf einen Parkplatz führt, wo unsere Beine etwas zu sagen bekommen.

Sie wird dabei unbequem. Sie fragt nach dem Anteil, den wir selbst an unseren Täuschungen haben.

Als ich meinen Eltern von Wolff, den beiden Gottscheds und Mendelssohn erzählte, wurden ihnen die Grenzen ihrer vertrauten Vorstellung von Aufklärung bewusst. Aus der Schulzeit waren Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit geblieben, die Gewaltenteilung, vielleicht ein wenig Rousseau. Nun öffnete sich etwas, das längst erledigt schien.

„Veröffentliche deine Gedanken! Schreib den Universitäten, dass sie daran arbeiten sollen!“

Ich freute mich über ihren Zuspruch. Aber ich wollte mit der Frage noch bei ihnen bleiben.

Ich schreibe meine Texte, damit sie einige Menschen wirklich erreichen. Vielleicht fünf bis zehn. Menschen, bei denen ein Gedanke nicht nur Zustimmung findet, sondern weiterarbeitet. Zu denen gehöre ich selbst.

Mendelssohns Wörter möchte ich deshalb einer erneuten Auslegung unterziehen. Einer Exegese, wenn man so will. Was bedeuten sie unter unseren heutigen Verhältnissen? Was fordern sie von uns? Wo benutzen wir sie, um uns eine Prüfung zu ersparen?

Aufklärung, Kultur und Bildung sind große Wörter. Auf unserer Rückfahrt passten sie in ein Auto mit vier Männern, die vieles wussten und manches nachsehen mussten.

Auf dem Parkplatz gingen wir ein paar Schritte. Wir waren steifer, als wir gedacht hatten. Und mit einigen unserer Gewissheiten verhielt es sich ähnlich.